

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 11

Artikel: Die silberne Brücke
Autor: Iten, Else
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 20.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die silberne Brücke

Die Mutter rückte die Brille zurecht. Der Postbote hatte soeben einen Brief von ihrem Sohn gebracht, einen sehr langen Brief. Fast war die Mutter darüber erschrocken, so lang war er. Und jetzt, als sie sich die Stehlampe angezündet, das Tischchen, auf dem sonst das Nähkörbchen stand, zurechtgerückt und ihre immer müden Arme darauf gestützt hatte, erfuhr sie gleich aus den ersten Zeilen, daß ihre Befürchtung nicht umsonst war. Da stand es nämlich:

„Liebe Mutter, Du wirst Dich wundern, von mir aus dem Dienst einen so langen Brief zu erhalten. Es tut mir auch wirklich leid, daß er Dir, nicht wie sonst, eine Freude sein wird, sondern daß er Dir, liebe Mutter, die Du doch je und je ganz für Deine Söhne gelebt hast, auch seit sie verheiratet sind, einen tiefen Schmerz bereiten muß.

Hier im Dienst, fern von meiner Frau und der Familie, habe ich es in meinen Mußestunden erst recht eingesehen, daß es bei mir nicht mehr so weiter gehen kann. Es sah alles so anders aus, als Barbara und ich vor fünf Jahren heirateten. Du selbst, liebe Mutter, hast eigentlich Barbara für mich zur Frau gewählt. Du wußtest, daß mich meine wissenschaftlichen Arbeiten so sehr in Anspruch genommen hatten, daß mir kaum Zeit für ein Privatleben übrig blieb. Du hattest wohl einen großen Bekanntenkreis, aber die Mädchen, die dann gelegentlich durch Deine Beziehungen mit mir zusammenkamen, wichen mir, der ich ein wenig linksich und zerstreut war und sie kaum beachtete, sicher aber niemals zum zweiten Male wieder erkannte, als einem Sonderling eher aus. Auf meine Interessen einzugehen, wagte keine, sie fürchteten, daß gewisse Lücken in ihrer Bildung sichtbar würden, und anders als durch die Wissenschaft schien mir damals überhaupt nicht beizukommen. Nur Barbara, fandest Du, war anders. Ich weiß schon, sie gefiel Dir schon äußerlich sehr gut, die Familie war Dir sehr sympathisch, und darum sprachst Du immer wieder von Barbara. Sie sei so ganz anders als alle andern Mädchen, sie sei so klug und verständlich und sie frage soviel nach mir und meinen Interessen. Ich hörte nur mehr von Barbara, und ich

gewöhnte mich an das Mädchen. Ich gewann nach und nach Interesse an ihr und entdeckte eines Tages, daß es Liebe war. Wir heirateten. Wir waren sehr glücklich, und ich wußte, daß auch Du es mit uns warst. Doch dann kam jene Zeit, wo ich mich sehr enttäuscht fühlte. Du weißt, Mutter, daß du mein Ideal von einer Frau bist. Du hast Dich für Deine Kinder hingegeben und ihnen, nach dem frühen Tod des Vaters, Dein Leben ganz geopfert. Ich weiß, Du hast uns verwöhnt und stets ein bißchen geschmeichelt. So sind wir viel zu verlangend und zu eigensinnig geworden. Ich glaube, liebe Mutter, ich habe für die Ehe nie getaugt. Sonst wäre ich mit Barbara sicher glücklich geworden. Ich schätze alle ihre guten Eigenschaften, ich liebe sie. Wie soll ich es Dir nur erklären, daß ich mich trotzdem von Barbara endgültig trennen will.

Du weißt, was mir meine wissenschaftlichen Arbeiten bedeuten. Du hast mir seinerzeit zu Hause ein Laboratorium eingerichtet, und in diesem Reich störte mich keine Menschenseele, nicht einmal Du. Hier habe ich kein Laboratorium, sondern einen Salon, und was für einen. . .

Für meine Arbeit brauche ich Regelmäßigkeit. Hier ist man eigentlich, je nachdem die Kinder schlafen oder wach sind, zu jeder Zeit, und die Mahlzeiten richten sich auch nach ihrem kindlichen Magen. Mich fragt keine Mutter nach meinen besondern Wünschen und Bedürfnissen. Wenn ich an zu Hause denke! An Dich, die Pünktlichkeit selbst und an das Essen. Du kanntest meinen Magen, Du überfüttertest mich nie mit schweren Speisen, die indirekt wieder meine Arbeit behindern. Ich arbeitete viel mehr und viel besser daheim. Und mein Ziel ist doch, etwas zu leisten, mein Drang ist zu forschen. Ich brauche dazu all meine fünf gesunden Sinne. Und müßte ich die Methode zehnmal wechseln, ich weiß, meine Gewebeforschung ist auf dem rechten Wege zum Ziele, und die tausend und abertausend Schnitte, die ich an lebenden Pflanzen vornehme, um sie wieder sorgfältig verheilen zu lassen, helfen mir dazu.

Barbara versteht das nicht. Ihr gilt nur eines: unsere Kinder und ihr Wohl. Mich findet sie höch-

stens unzugänglich, schlecht gelaunt und eigen, wie es einseitige Gelehrte sind. Ich leide darunter. Auch ich liebe meine Kinder und bin Barbara dankbar, wie sie für sie sorgt. Aber meine wichtige Arbeit duldet keine Ablenkung durch Kindergeschrei oder dadurch, daß sie alle auf meinen Schoß sitzen möchten, um den komischen Papa etwas abzulenken. Das aber, liebe Mutter, läßt Barbara geschehen. Sie sieht, daß ich zähneknirschend lächle, und da glaube ich fast, sie zu hassen. Wenn ich denke, wie Du mir damals alles aus dem Wege geräumt hast, was mich in wichtiger Arbeit stören könnte! Wie Du in meinen kurzen Ruhepausen aber Anteil nahmst an den Leiden und Freuden eines Forschers. Wie lange und gut mein Tag war: um fünf Uhr aufstehen, täglich 10—12 Stunden Arbeit, ein einsamer Spaziergang im Garten, und dann wieder Arbeit, Entdeckung und Niederschrift — ach, welch herrliches Leben! Ich bin nur wenig weitergekommen, seit wir verheiratet sind. Barbara erfindet immer neue Ablenkungen: Gesellschaft, Theater, Kinos, Ausflüge. Das alles sollte mich normaler machen. Und da sie glaubt, daß es wenig nützte, umgibt sie mich jetzt mit ihren Kindern. Vielleicht hat sie den Fall bereits hoffnungslos gefunden. Denn in letzter Zeit machte sie mir Vorwürfe ohnegleichen. Ich sei weder ein guter Gatte, noch ein liebender Vater, ich sei nur ein Egoist, der seine Umgebung quält und beleidigt. Ich sehe ein, es geht nicht weiter. Wie wird die arme Barbara es aufnehmen, daß ich von ihr gehe? Du allein, Mutter, kannst es übernehmen, mir diese letzte Aussprache abzunehmen. Du wirst ihr erklären, daß ich ihr nichts nachtrage, daß ich wie ein Vater für sie und die Kinder sorgen werde, aber daß ich mich von ihr trennen muß, weil sie nicht ist wie Du.

In vierzehn Tagen werden wir entlassen. Ich bitte Dich, mich aufzunehmen und mir zu verzeihen. Ich muß in aller Ruhe meine Scheidung veranlassen. An Deiner Seite werde ich die Lücke, die mir Barbara hinterläßt, nicht so furchtbar fühlen, und die Kinder sollen an ihren seltenen Besuchen einen lieben Vater vorfinden, das verspreche ich Dir.

Dein Sohn Heinrich."

*

Die junge Frau ging dem Postboten, der von weitem zu ihrem Fenster heraufwinkte, freudig entgegen. Endlich ein Brief Heinrichs, dachte sie. Seit drei Monaten war er im Dienst und hatte noch nie geschrieben. Sie wußte, in ihrer Ehe mit Heinrich stimmte etwas nicht. Sie hatte ihn doch so lieb und konnte nicht begreifen, daß sie sich mehr und mehr auseinanderlebten. Und nun noch diese Trennung durch den Militärdienst! Heinrich war beim Abschied freundlich gewesen. Aber sie hatte doch gefühlt, daß wie immer, etwas zwischen ihnen lag. Keine Zeile hatte er seither geschrieben. Nun kam doch endlich ein Brief. Schon an den Schriftzügen aber erkannte sie, daß nicht Heinrich geschrieben hatte, sondern seine Mutter. Der Briefträger mußte es gesehen haben, welche Enttäuschung ihr Gesicht spiegelte, als er ihn aushändigte. Er verschwand, ohne sich wie sonst nach den Kindern zu erkundigen oder eine kleine Freundlichkeit zu sagen. Barbara riß den Brief mit dem Zeigefinger der rechten Hand erregt auf. Sie fühlte, als sie die ersten Zeilen las, daß es sich um etwas Wichtiges, um eine Lebensentscheidung handelte. Sie las:

„Liebe Barbara! Verzeih mir, liebes Kind, daß ich Dir weh tun muß. Der Brief, den Heinrich an Dich hätte schreiben sollen, ist an mich gelangt, und ich werde ihn Dir morgen zusenden. Ich kann ihn nämlich nicht gleich beifügen. Denn ich sehe ein, daß ich mich seinetwegen entschuldigen muß und an Dir, mein liebes Kind, viel gut zu machen habe. So ungeschickt, so unmöglich ist nämlich dieser Brief, und ich bitte Dich, wenn Du ihn liest, so lies zuerst den Satz, den ich (nicht etwa er) unterstrichen habe, aber der mir die Hauptsache erscheint. Er lautet: 'Ich liebe Barbara.' Präge Dir diesen Satz ein und denke: Gut, dann kann nichts Böses mehr geschehen. Denn alles andere wäre sonst schlimm. So, daß ich den großen Jungen so verwöhnt habe, daß ich selber in eine Null aufging. Das kann eine Mutter wie ich, die so früh den geliebten Gatten verloren hatte, daß ich meine ganze, unersättliche Liebe auf meine beiden Söhne übertrug, sie vergötterte und ihnen diente, daß sie wie die Herren der Schöpfung einhergingen, ihre reichen Talente entfalteten, aber nicht duldeten, daß sie jemand einen Augenblick von ihren Zielen ablenkte.

Bei uns daheim ging der ganze Tageslauf wie am Schnürchen: Pünktliches Aufstehen, Essen und viel Arbeit. Wenig Worte, aber stummes Sichaufeinandereinstellen, Miterleben. Ich wußte bisher nicht einmal, daß Heinrich diese stille Anteilnahme an mir so schätzte. Ich war nur glücklich, ihm dienen zu können und ihm auf jene feine Art, wie er sie schätzte, meine Aufmerksamkeit und Liebe zu bezeigen. Ich weiß, Mütter sind Dulderinnen und müssen so sein. Das wirst Du auch an Deinen Kindern erfahren, und dann wirst Du die nötige Weisheit dazu haben. Aber daß ich, die ich Dich so liebe, Dir einen solchen Mann zum Gefährten Deines Lebens geben mußte! Verzeih mir, Liebes. Entschuldige mich nur damit, daß er wenigstens einsieht, wie untauglich er ist, seine geliebte Frau glücklich zu machen. Ich könnte Dir seinen Brief gar nicht zeigen, wüßte ich nicht, wie flug Du bist, mein liebes Kind. Ich weiß, Du erkennst diese kleinen großen Dinge, über die er sich beklagt, als überaus wichtig. Und es liegt ganz in Deiner Hand, Schwierigkeiten in dieser Hinsicht zu beseitigen. Dann bleibt nur noch die Liebe. Die steht wohl manchmal auf harter Probe, das weiß ich aus Erfahrung. Denn mein Mann war genau so wie Heinrich. Und ich war so ein Dummerchen wie Du, liebes Kind. Gerade deshalb, weil ich so oft darüber nachsinnen muß, wie leicht ich die Harmonie in unserer Ehe hätte herstellen können, wenn ich mich selber ein wenig ausgelöscht hätte, um ganz in ihm diesen lebens-tüchtigen, klugen und leidenschaftlich forschenden Mann aufzugeben, habe ich dies später an seinen Söhnen nachzuholen gesucht und dabei über-trieben. Ich bin an allem schuld. Nicht etwa Du, die Du den Weg zu ihm nicht finden konntest, weil Du nicht alles um ihn wußtest. Nun ist alles viel leichter. Heinrich wird nicht zu mir kommen, das habe ich ihm erklärt. Aber laß Du mich die silberne Brücke bauen, die alles überspannt, was uns drei trennt. Ich war stets so stolz auf meinen Sohn. Ich muß diesen Stolz nunmehr stark zu-rückdämpfen, seit er solche Dummheiten macht. Er muß von seinem übertriebenen Ehrgeiz lassen und täglich wenigstens ein Stündchen ganz den Seinen widmen. Du bist ja so gütig und wirst ihm dennoch seine 10 Stunden vollkommen unge-störte Arbeit lassen. Sein Laboratorium von da-

heim habe ich eingepackt, es ist auf dem Wege zu Dir. So kannst Du ihm sein Studium nach alter Gewohnheit einrichten, diesem Pedanten. Dann soll er noch behaupten, daß man keine Rücksicht mit ihm habe! Vielleicht mußt Du mit dem Essen etwas pünktlicher sein und mehr auf leichte Kost bei ihm sehen. Aber daß das Scheidungsgründe sein sollten — lächerlich. Ich arme Mutter, ich glaubte, einen klugen Jungen zu haben. . . Ich sehe jetzt vieles ein. Er soll mir nur nicht mehr unter die Augen kommen oder in Briefen vor-jammern, bis er sich gebessert hat. Du aber, lies also morgen diesen dummen Brief eines klugen Mannes und verzeih

Deiner Dich innig liebenden und verstehenden
Mutter."

*

„Liebe Mutter! Heinrich ist seit vier Wochen wieder daheim. Du weißt bereits, daß die Kata-strophe ausgeblieben ist. Aber daß sich alles so leicht und so gut fügen würde, seit Du mit den starken Pfeilen uneigennütziger Liebe zu uns bei-den Deine silberne Brücke geschlagen hast, das habe ich nicht erwartet. Nun liegt alles darunter begraben, was uns trennte, und es sieht, wenn wir von der Brücke ins Tobel hinabschauen, nicht einmal aus, als ob da unten etwa nur Schutt und Schmutz läge, im Gegenteil, das sieht aus wie eine blühende Landschaft, die freundlich überbaut worden ist, weil der Weg etwas höher verlegt werden mußte, wo die Luft reiner und klarer ist. Manches ist dorniges Gestrüpp da unten, aber das paßt alles zur Gegend, die mir immer ver-trauter wird, und Heinrich geht es ganz gleich. Es ist hier oben, nachdem wir die steilen Hindernisse überwunden haben, dank Deiner silbernen Brücke ins Licht, ein ganz anderer geworden. Komm doch wieder einmal zu uns herüber und schau es Dir selber an, wie frei wir hier oben stehen.

Deine dankbare Barbara."

(Der Nachsatz stammt von Heinrich.)

„Liebe Mutter! Es ist wie ein Wunder über uns beide gekommen. Ich habe dem Brief Bar-baras nichts weiter beizufügen als: sie gleicht im-mer mehr Dir in allem. Ich bin übergücklich. Ich tauge also scheinbar doch zum Ehemann. Die

Kinder machen uns viele Freude. Komm und hol sie Dir ein wenig. Wir haben nämlich gar keine Angst mehr, daß Du sie allzusehr verwöhnst. Du

hast doch an uns zwei großen Kindern noch so vieles in der Erziehung hinzulernen müssen.

Dein dankbarer Heinrich."

Else Iten

Der erste Freund

Schon in den ältesten, fernsten Zeiten — erzählt man sich — war der Hund unser Liebling. Er war unser erster, zuverlässiger Begleiter, unser erster treuer Kamerad.

Schon an jenem fernen, traurigen Tag, als der Mensch aus dem Paradies ausgestoßen wurde, verschmähte der Hund das freie, ungebundene Leben der andern Tiere, um die Freundschaft Adams zu gewinnen.

In wilder, angstvoller Flucht jagte damals die ganze Tierwelt auseinander, und ein jedes Geschöpf zog sich so weit als möglich von dem gefürchteten Menschen zurück. Hatte die kluge Schlange sie nicht alle vor ihm gewarnt? War es nicht der Mensch, der ihnen Freiheit und Leben rauben oder sie zu seinen Sklaven erniedrigen wollte? Darum fort, weit fort von ihm!

Der Hund aber war auf einem Hügel stehen geblieben und schaute nachdenklich auf das verstoßene Menschenpaar hinunter. Adam saß zerknirscht, das Antlitz in den Händen verborgen, auf einem Stein, und Eva lehnte sich weinend an ihn.

„Einsam und allein sind sie geblieben!“ dachte der Hund. „Ganz allein!“

In rasender Eile galoppierten die Herden der fliehenden Tiere am Hunde vorüber, dem Süden zu. Es waren Büffel, Auerochsen, Kamele, Pferde, Wildesel, Ziegen und Schafe.

„Wohin, wohin?“ bellte ihnen der Hund entgegen. Und sie erwiderten schnaubend: „Komm mit uns! Wir fliehen hinaus, in die weiten Steppen, wo uns des Menschen Hand nicht ergreift!“

Der Hund aber blieb auf dem Hügel stehen.

Und kaum waren die wilden Herden in einer Staubwolke entschwunden, stürmten schon neue heran: Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Hirsche, Rentiere, Elche. Von weitem schon rief ihnen der Hund seine Frage zu: „Wohin, wohin?“

Und keuchend kam Antwort zurück: „Fliehe mit uns! Wir suchen die dunkeln undurchdringlichen

Wälder des Nordens, wo uns des Menschen Auge nicht sieht!“

Unbeweglich blickte der Hund den davonjagenden Tieren nach.

Schon nahte eine andere Schar: Wildkazen, Alpenhasen, Murmeltiere, Gemsen, Steinböcke. „Komm mit uns!“ riefen sie ihm zu. „Wir klettern hinauf in die Wildnis der Berge, wo uns des Menschen Blick nicht erspäht!“

Aber auch diese Tiere ließ der Hund vorüber-eilen.

Da nahte der letzte Zug. Hoch oben in den Wolken flogen Reiher, Störche, Wildenten, Möven, Schwalben, Raben, und viele, o unendlich viele Vögel, vorüber. Und der Hund spitzte die Ohren, vernahm ihren warnenden Ruf: „Folge unserem Flug! Wir fliegen weit jenseits der Meere, wo uns des Menschen Fuß nicht verfolgen kann!“ Rasch waren sie gegen Osten entschwunden.

Da entschloß sich der Hund — trottete vom Hügel herab — auf die Menschen zu.

Aus einer Fessenspalte glitt plötzlich die Schlange, die den Hund schon längst mißtrauisch beobachtet hatte. „Wohin gehst denn du?“ zischte sie. — „Zurück — zum Menschen.“ — Die Schlange sprang vor Verblüffung auf ihre Schwanzspitze. Sie erholte sich jedoch bald. „Narr! Narr!“ zischte sie dem Hunde nach. „Gehe hin, werde sein erster Sklave!“

„Vielleicht“, rwiderte der Hund gelassen, und näherte sich — etwas zaghaft und scheu — dem Menschenpaar. Lautlos lief er einige Zeit um sie herum, und da die beiden Menschen nicht aufschauten, legte er sich endlich zu Füßen des Mannes nieder. Da hob Adam den Kopf, schaute fragend auf das Tier. Was suchte es bei ihm? In den braunen, klugen Hundeaugen las er deutlich die Antwort: „Ich bleibe bei dir!“

Von da an waren sie unzertrennliche Freunde.

Charlotte Garbani